

# Rehwild in der Bungsbergregion

## Lebensraum – Nahrung - Alltag

Der Ansatz aller vom mir im folgenden angestellten Betrachtungen hat zur Grundlage, dass die Möglichkeiten des Wildtieres Reh im wesentlichen durch die vom Menschen gestaltete und genutzte Landschaft bestimmt werden.

Die berechtigten Interessen von Waldbesitzern, Landwirten, Jägern, Naturschützern und Erholungssuchenden sind in dieser Kulturlandschaft verschieden. Allerdings ist die Verwirklichung dieser Interessen nur gemeinsam zu erreichen. Das gemeinsame konstruktive Gespräch und Nachdenken sind der Weg zum Ziel. Dieser Vortrag ist ein weiterer Schritt auf diesem Weg. Ein gegenseitiges an den Pranger stellen führt nicht zu tragbaren Lösungen und ist für das Wildtier Reh wenig hilfreich. Allerdings sollte es im Gespräch keine Tabus oder Animositäten geben.

*Das sogenannte „Rehwildproblem“ ist als eines von vielen ähnlichen Anzeichen für eine tiefgreifende veränderte Umwelt zu verstehen und sollte zum Nachdenken anregen, weil es sich eben nicht durch einfache, gezielte Eingriffe lösen lässt.( Kurt 1991).*

Rehe nutzen die verschiedensten Lebensräume. So finden sich Rehe in Wäldern, in Heckenlandschaften, auf Feldfluren, auf Friedhöfe oder sogar in Gärten, soweit ausreichend Äsung und Deckung vorhanden sind.

Die artgerechte **Äsung** und die **Deckung** sind zwei wesentliche Faktoren für das Wohlbefinden des Rehs und damit der Nutzung der verschiedenen Lebensräume durch das Reh.

Im Spätsommer verändert sich durch die Ernte auf den landwirtschaftlichen Flächen der Lebensraum entscheidend. Der großflächige Verlust der Deckung und der über den Winter hin stetigen Verschlechterung des im Sommer reichlichen Äsungsangebots führen zu einer Umverteilung der Rehwildpopulation. Es findet eine Winterkonzentration der Rehe auf die verbleibende Deckung und Äsung statt. Dieses sind in der Regel die Hochstaudenfluren der Brachen, die Knicks, die Feldgehölze und die Wälder. Fehlen diese Strukturen, bildet das Rehwild große Wintersprünge, auch offene Feldreihengesellschaften genannt. Dieses gilt allerdings vor allem als eine Anpassung für großflächige offene Agrarlandschaften.

Es bilden sich jedoch keine großen Wintersprünge auf den abgeernteten Feldern, soweit Wälder, Feldgehölze und Knicks vorhanden sind. Diese Lebensraumteile werden nun allerdings durch die Zuwanderer übernutzt, weil sie ja schon aufgrund ihrer Deckung und Äsung durch Rehe ganzjährig bewohnt werden.

*„Die hier vorhandene Äsung ist dann oft zuviel zum Sterben und zu wenig um gesund und kräftig zu überleben. Zwangsläufig halten sich unter solchen Bedingungen Rehe an alles noch Äsbare; sie verursachen Wildschaden“ ( Kurt 1991).*

Dieser Wildschaden ist zum einen ein ökologischer Schaden durch Veränderung der Vegetation und zum anderen ein ökonomischer durch Verhinderung der Waldverjüngung mit erheblichen Forstschutzkosten. Die Folge ist, dass Waldbesitzer und Naturschützer höhere Abschüsse einfordern und umsetzen. Damit ist zwar kurzfristig, vielleicht auch mittelfristig das Symptom Wildschaden gemindert, die Ursache allerdings nicht behoben.

*Sicher gelingt es, mit einer möglichst früh angesetzten, stärkeren Bejagung des Rehewildschäden zu mildern. Das haben zahlreiche Beispiele gezeigt. Was aber meines Wissens nur in Ausnahmefällen gelingt, ist eine langfristige Senkung des Rehbestandes ( Kurt 1991).*

Die mangelnde Winterattraktivität der landwirtschaftlichen Flächen verbleibt oder nimmt sogar zu. Der Unmut der in der Feldmark jagenden Jäger nimmt gleichermaßen zu. Der im Sommer vom regelmäßigen Anblick „seines“ Rehwildes verwöhnte Jäger verliert rasch seine Freude, wenn der Winter naht.

Dem vermeintlichen Verursacher des Verdrusses, der Forst, wird unterstellt, sie wolle einen Wald ohne Wild. Ich sage hier in aller Deutlichkeit: Für mich gehört das Wild zum Wald ! Des weiteren ist für mich die Jagd ein Kulturgut, das es zu bewahren gilt. Allerdings gehören für mich zu einem funktionierenden **Wald**ökosystem eine intakte Vegetation, eine Waldverjüngung ohne Zaun und alle zu diesem Lebensraum gehörenden Tiere und Pflanzen, einschließlich der Rehe in naturverträglicher Anzahl.

Ich verwende hier bewusst den Begriff Wald und nicht Forst. In der Bungsbergregion haben wir heute inzwischen wieder viele Wälder aller Besitzarten und –größen, die diesen Namen verdienen. Wir haben hier wieder funktionierende Waldökosysteme, die ihren natürlichen und eingebürgerten Pflanzen und Tieren einen guten Lebensraum bieten. Diese Wälder sind unterschiedlich weit entwickelt. Zusammenfassend ist jedoch festzustellen, dass sich die Wälder für die natürlichen Ansprüche des Rehwildes verbessern, und dies ein Ergebnis einer erfolgreichen Bewirtschaftung des Waldes ist.

Die Bewirtschaftung des Waldes erfolgt heute in verschiedenen Varianten naturnah oder naturgemäß. Unabhängig von ihren waldbaulichen Unterschieden führen diese Verfahren zu einer Erhöhung der Äsung und Deckung, sowohl in ihrer Qualität als auch in ihrer Menge.

Die Deckung und die Äsung sind zudem für das Reh fast auf der gesamten Waldfläche verfügbar, weil diese heute ungezäunt ist. Des weiteren sind

Äsungsflächen und Deckung im Wechsel auf ganzer Waldfläche eng miteinander verzahnt.

*„Das bedeutet die Rehe finden alles was sie suchen auf engstem Raum und haben wenig Veranlassung, weit umherzuziehen. Sie sitzen in der üppigen Schlagflora und machen nur wenige Schritte, um halbwegs satt zu werden. Beim Erscheinen von Waldbesuchern oder Jägern spielen sie einfach „Du siehst mich nicht“. Sie stehen stocksteif hinter dem Jungbaum oder im hohen Waldgras oder sie legen sich hin. Damit aber bekommt sie der Jäger immer seltener in Anblick, die Jagdausübung wird immer uneffizienter. Doch nicht genug damit : In der hohen Schlagflora finden die neugeborenen Kitze gute, sichere Ablegeplätze, an denen sie der Fuchs höchstens per Zufall findet. Gleichzeitig sind immer weniger Rehmütter gezwungen ihre Kitze in den Wiesen der Bauern zu Welt zu bringen, wo der Mähtod droht“ ( Hespeler, 1996 ).*

Früher wurden die Kulturen großflächig gezäunt. Der Zaun schützte nicht nur die Jungbäume, sondern auch einen wesentlichen Teil der potentiellen Äsung vor dem Reh. Wurde der Zaun entfernt, waren es dunkle Dickungen, die sich als Deckung eigneten, aber keine Äsung boten. Später wuchsen die Dickungen zu dunklen Stangenhölzern und Baumhölzern mit sehr wenig Äsung und Deckung heran. Die sich lichtenden Althölzer wurden oft rasch im Kahlschlag geerntet, um sofort wieder gezäunt zu werden. Diese Art der Forstwirtschaft schaffte Forsten mit geringerer Rehwilddichte als heute. Die wenigen Rehe verursachten häufig mehr Schaden an den Jungbäumen als die höheren Rehbestände der heutigen Wälder. Die Waldrehe waren häufig gezwungen, insbesondere die Waldrandbereiche zur Feldmark zu nutzen. Hier fanden sie die Äsung im Feld und im Wald noch ausreichend Deckung. Für die Feldrehe waren die landwirtschaftlichen Flächen auch im Winter, sowohl in ihrem Äsungs- als auch Deckungsangebot besser als heute. Der Wald hingegen war wenig winterattraktiv. Im Gegenteil: die Waldrehe nutzen den Feld/Waldrand noch intensiver mit.

Früher konnte der Jäger trotz geringerer Wilddichte die Rehe häufiger und einfacher beobachten, weil sie sich im Feld, in den Feld/Waldrandbereichen und im gut einzusehenden Wald aufhielten. Heute ist die Sichtbarkeit wesentlich eingeschränkt. Im Wald mit seinen häufig nur wenige Meter einzusehenden Bereichen ist das Reh für das ungeübte Auge fast unsichtbar. In der Feldmark ist es im Sommer gleichermaßen nicht einfach die Rehe im Raps, Mais oder Weizen auszumachen. Ich gebe zu bedenken, dass es vielleicht etwas zu einfach ist zu glauben, nur weil man weniger Rehe sieht, gibt es auch weniger Rehe. Die Jagdstrecken und die wildbiologische Forschung weisen eher auf höhere Rehwildbestände als in der Vergangenheit hin.

Ein weiterer Faktor ist hier von entscheidender Bedeutung: Die Störung von Landschaftsteilen durch den Menschen. An diesem Vortrag lassen wir die unbestreitbaren Wirkungen durch Jogger, freilaufende Hunde etc. beiseite. Wir betrachten hier einmal unsere Wirkung als Jäger auf das Rehwild. Zunächst ist

festzustellen: „ *Um zu überleben, muß es ( das Reh) aus einer erfolgreichen Begegnung, bei der es dem Widersacher entkam und möglicherweise miterlebte, wie ein Artgenosse sein Leben ließ, schnell lernen. ... Jäger, die phantasielos immer auf den wenigen Hochsitzen auf Beute warten, beklagen sich bald über mangelnden Anlauf. Die Rehe haben nämlich rasch gelernt und meiden während der kritischen Zeit die entsprechenden Stellen ( Kurt 1991).*

Des Weiteren hat die Zunahme des Schwarzwildes und seine Bejagung in den Feldrevieren zu einem Störungs-, wenn nicht sogar zu einem Vertreibungseffekt beim Rehwild geführt. In den wenigen Feldgehölzen, an den Knicks oder den Brachen stehen die Hochsitze. Eben dort, wohin sich das Rehwild zurückzieht. Wie hoch der Wert dieser Deckung und die Wirkung häufiger nächtlicher Ansitze und der all in diesem Zusammenhang stattfindenden Störungen auf das Wohlbefinden des Rehwildes ist, möge jeder für sich selbst bewerten. Ihre Wirkung auf die Beobachtbarkeit des Rehwildes und seiner winterlichen Raumnutzung dürfte unbestritten sein. Bode führt hierzu 1998 aus : „... *hat die Bejagung auch unmittelbaren Einfluß auf die jeweilige Wildart. Von den direkten Verlusten abgesehen, kommt es in erster Linie zu einer störungsabhängigen Veränderung des Verhaltens. Die Verteilung im Raum und Zeit ändert sich, störungsreiche Gebiete werden gemieden, Fluchtdistanz und der daraus resultierende Energiebedarf erhöhen sich.*

Jeder möge für sich die Frage beantworten, in welchem Maße er selbst zur Störung für sein Rehwild durch die Art und Intensität seiner jagdlichen Aktivitäten wurde ? Wie steht es mit der Nachtjagd ? Jagen heute auf gleicher Fläche mehr Jäger ? Dies sind nur zwei Fragen von vielen, die auf eine veränderte Jagd gegenüber früheren Zeiten abzielen und deren Antworten für Feld und Wald allzu oft gegensätzlich ausfallen.

Doch neben der Jagd steht die Hege. Die Hege gehört zum heutigen jägerischen Selbstverständnis. Allerdings kann und darf es nicht sein, dass die Hege in erster Linie im Auffüllen von Futtertrögen endet.

Der Auftrag der Hege sollte als Chance verstanden werden, der mangelnden Attraktivität unserer heutigen Feldlandschaften entgegenzuwirken. Die „herbstliche Landflucht“ des Rehwildes muß gestoppt werden, um die zuvor angeführten Probleme zu mindern. Der Hegeauftrag ist als Biotophege zu sehen. Eine erfolgreiche Biotophege für das Rehwild ist an erster Stelle die Schaffung störungsarmer Deckung und erst an zweiter Stelle die Anlage artgerechter Äsung.

Die Anlage von Feldgehölzen, Knicks, Hecken, aber auch die Anlage von Dauerbrachen sind der erste Schritt. Diese Deckungseinseln sind so oft wie möglich eng mit abwechslungsreichen Winteräsungsflächen zu verzahnen. Wenn dazu das eigene jagdliche Verhalten für das Rehwild störungsarm gestaltet wird, findet sich das Rehwild in diesem Lebensraum zunehmend ganzjährig ein.

Für Eigenjagdbesitzer ist es naturgemäß leichter, ihre Reviere winterattraktiver zu gestalten als dies in Jagdgenossenschaften der Fall ist. Allerdings bietet die Vielfalt der Eigentümer landwirtschaftlicher Flächen in den Jagdgenossenschaften auch manch vielversprechenden Ansatzpunkt.

Unbenommen bleiben die wirtschaftlichen Zwänge in der Landwirtschaft. Werden diese Rahmenbedingungen allerdings als Grund für die Unmöglichkeit einer Lebensraumverbesserung für das Rehwild angeführt, ist auch kein Wehklagen über zu wenig Rehwild und sinkende Jagdpachtpreise angebracht.

Ich meine, dass dort wo ein Wille ist, sich auch die Voraussetzungen zur Lebensraumverbesserung, sei es durch die Landpacht oder auch der Ankauf, schaffen lassen. Die Bereitschaft unserer Landwirte, für unsere Kulturlandschaft mit allen ihren Pflanzen und Tieren einen weiteren Beitrag zu leisten, ist viel höher als so mancher Jäger glauben mag.

Im Wald hat sich der Rehwildlebensraum deutlich verbessert und hat zur Folge, dass sich ein höherer Bestand an Waldrehen einstellt als in der Vergangenheit. Diesen Rehwildbestand gilt es in seiner tatsächlichen und nicht in seiner allzu oft unterschätzten Höhe zu bejagen, um diesen Lebensraum mit gesunden, körperlich starken Rehen zu erhalten. Soweit die Jagdausübung bei dem Waldbesitzer ist, kann er durch die Art seiner Waldbewirtschaftung und eine der Wildart Reh angepassten Bejagung diesen Teil des Rehwildproblems lösen. Der Teil des Rehwildproblems, der durch Zuwanderung der Feldrehe im Winter in den Wald ausgelöst wird, nämlich der hierdurch erhöhte Abschuss im Wald und der daraus resultierende Verdruss der Feldjäger, ist damit nicht gelöst. Die Ursachen der alljährlichen „herbstlichen Landflucht“ der Rehe lassen sich nur in den Feldjagden beheben.

Ich möchte zum Abschluß noch einmal unterstreichen, dass ich mit diesem Vortrag zum Nachdenken anregen möchte. Mein Wunsch ist es, dass alle Beteiligten versuchen im Gespräch miteinander die Probleme, die uns bewegen, zu lösen.

Ulf Köhn